

1888

1888
Stiftung
Friedrich Goltz

REDE

ZUR

GEDENKFEIER DES VEREWIGTEN STIFT

DER UNIVERSITÄT

WEILAND

SEINER MAJESTÄT KAISER WILHELMS

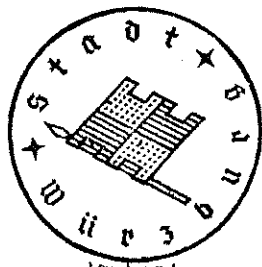
GEHALTEN VON DEM

RECTOR DR. FRIEDRICH GOLTZ

O. PROFESSOR DER MEDIZIN.

D
41

880/DA 46009 R3.888 G6



38: H 76

Hochansehnliche Versammlung!

Verhallt ist der Klang der Glocken, die umflorten Flaggen sind eingezogen, alle äusseren Zeichen der Trauer um unsern entschlafenen Kaiser Wilhelm beginnen zu schwinden. Auch das Weh unserer Herzen ist gemildert. In ernster ruhiger Sammlung lassen wir die Ereignisse der grossen Zeit an unserer Seele vorüberziehen, in der er die Geschicke unseres Vaterlandes leitete. Wir danken der Vorsehung, dass es ihm vergönnt war, weit über die gewöhnliche Grenze des menschlichen Daseins hinaus zu schaffen und das Werk seines thatenreichen Lebens zu festigen. So lassen Sie uns auch hier in der Aula dieser Universität, die er gegründet und die mit seinem Namen geschmückt ist, vor diesem Bildnisse, einer Gabe seiner Huld, einen Kranz dankbarer Erinnerung niederlegen.

Im Altertum feierte man das Leichenbegängnis grosser Toten, indem man ihnen Brandopfer darbrachte und durch die Flammen des Holzstosses zerstören liess, was dem Toten in diesem Leben am teuersten gewesen war. Die moderne Zeit handelt ähnlich, wenn sie, um einen grossen Mann im Grabe zu ehren, die Verdienste seiner treuen Mitarbeiter

opfert oder gering schätzt und den Ruhm des Verstorbenen also erhöht auf Kosten der Lebenden. Die gerecht abwägende Geschichte hat die Aufgabe solches Unrecht zu sühnen und zu sondern, was wahres Verdienst war, und was der verzeihliche Eifer der dankbaren Ueberlebenden hinzu that. Die Zeit, die Geschichte der Thaten Kaiser Wilhelms zu schreiben, wird erst kommen, wenn das lebende Geschlecht nicht mehr ist; aber gleichwohl dürfen wir schon heute mit Zuversicht aussprechen, dass der Ruhm seines Namens auch vor der späteren Nachwelt Bestand haben wird. Er wird gleichen dem hellen Lichte jener Sterne, die durch die Jahrtausende leuchten, ohne an Glanz zu verlieren, während der Ruhm der falschen Grössen dahinschwindet, wie ein Feuerwerk, das Menschenhand bereitet hat.

Der denkende Mensch will nicht blos das Fertige anstaunen. Er ist bestrebt, Werden und Entwicklung dessen zu verfolgen, was in seiner Vollendung Bewunderung erzwingt. Darum gewährt es ihm besondern Genuss, den Lebensgang grosser Männer zu erforschen, den schöpferischen Geist bei der stillen Arbeit zu belauschen, den ersten Keimen der später bahnbrechenden Ideen nachzuspüren. Die Quellen, welche uns über den inneren Entwicklungsgang Kaiser Wilhelms Aufschluss geben können, sind bis jetzt sehr spärlich und beschränken sich auf wenige Briefe, die veröffentlicht worden sind, aber der Inhalt dieser ist von höchstem Interesse. Wir lernen aus ihnen kennen, wie frühzeitig diejenigen leitenden Gedanken die Seele des jungen Prinzen Wilhelm erfüllten, deren Durchführung den unsterblichen Ruhm des greisen Kaisers begründen sollten. Der Kern dieser leitenden Gedanken lässt sich mit wenigen Worten angeben. Das Ziel seines Strebens, das er unverrückbar im Auge behielt, war die Erhöhung der Wehrkraft Preussens. Und weil es ihm Dank seiner unbeugsamen Energie gelang, dieses Ziel zu erreichen, wurde er der Begründer des neuen Deutschen Reichs.

Der jugendliche Prinz hatte, kaum dem Knabenalter ent-

wachsen, an dem Befreiungskriege gegen Frankreich teilgenommen und auf dem Schlachtfelde von Bar-sur-Aube die ersten Lorbeeren gepflückt. Er hatte dann erleben müssen, dass Preussen, welches die grössten Opfer an Menschen und Gut im Kampfe gegen Napoleon gebracht hatte, beim Friedensschlusse am schlechtesten bedacht wurde. Sein Besitzstand war 1815 um 600 Quadratmeilen kleiner als er vor der Schlacht bei Jena gewesen war. Im Rate der Völker zählte es nur scheinbar als Grossmacht mit. Dem Unmut über die Zustände gab der damals 27 jährige Prinz 1824 in einem denkwürdigen Briefe an den General v. Natzmer Ausdruck, den ich wörtlich anführe: „Was die äussere Lage unseres Staates betrifft, so muss ich leider ganz Ihrer Ansicht beitreten. Hätte die Nation anno 1813 gewusst, dass nach elf Jahren von einer damals zu erlangenden und wirklich erreichten Stufe des Glanzes, Ruhmes und Ansehens nichts als die Erinnerung und keine Realität übrig bleiben würde, wer hätte damals wohl Alles aufgeopfert solchen Resultates halber? Die einzige Aufstellung dieser Frage verpflichtet auf das heiligste, einem Volk von elf Millionen den Platz zu erhalten und zu vergewissern, den es durch Aufopferungen erlangt, die weder früher noch später gesehen wurden, noch werden gesehen werden. Aber hieran will man nicht mehr denken, im Gegenteil man muss hören, dass es lächerlich sei, mit elf Millionen eine Rolle zwischen Nationen mit 40 Millionen spielen zu wollen! Man vergisst aber dabei, dass drei Millionen jene Ereignisse begründeten und sich im Verbande mit einer sehr geschwächten verbündeten Armee dem lang gefürchteten Koloss entgegenstellten. Und was damals bei drei Millionen der Enthusiasmus that, muss jetzt bei elf Millionen die geweckte und beförderte Intelligenz thun!“

Fast vier Jahrzehnte musste der Prinz solche Gedanken in seiner Brust verschliessen oder durfte sie doch nur den vertrautesten Freunden mitteilen. Der Mehrzahl der damaligen Zeitgenossen schien er beglückt und zufrieden in der treuen

Pflichterfüllung innerhalb der hohen militärischen Stellungen, die ihm sein Vater Friedrich Wilhelm III. überwies. Von Stufe zu Stufe in der militärischen Rangordnung aufsteigend, lernte er den Dienst bis in die kleinsten Einzelheiten kennen mit allen Mühen und Sorgen, die er mit sich bringt. Mit seinen Kameraden teilte er auch das Missgeschick, dass er nach einem Manöver von seines Vaters Majestät, wie er selbst sich ausdrückt, eine kleine Nase erhielt. Und er machte auch die Erfahrung, dass solche Rügen hingenommen werden müssen, selbst wenn sie unbegründet sind; denn nicht er trug die Schuld daran, dass eine gewisse Bewegung der Reiterei zu spät ausgeführt wurde, sondern ein fatales Kartoffelfeld, das geschont werden sollte. Der Prinz hatte auch mit Massregeln einer verfehlten Sparsamkeit zu kämpfen, die von oben her getroffen wurden. Vergeblich wehrte er sich in langen Berichten. Sein königlicher Herr und Vater erkannte wohl die Wahrheit seiner Ausführungen an, aber das Kriegsministerium wurde seinen Beschwerden gleichwohl nicht in vollem Masse gerecht. In dieser langjährigen Schule der persönlichen Erfahrung vertiefte sich sein militärisches Wissen und reiften die Ideen, die er später bei Reorganisation der Armee endlich verwerten konnte. Ueberzeugt, dass eine eiserne Disziplin die Grundlage der Brauchbarkeit einer Armee ist, war der sonst so milde und nachsichtig denkende Fürst unbeugsam streng in Fällen von schweren Verletzungen der Manneszucht. Das Kleinste und Grösste im militärischen Beruf mit gleicher Liebe umfassend, studierte er untergeordnete Neuerungen in der Ausrüstung ebenso eingehend wie die Aufstellung grosser Heeresmassen. Zu seinem Enkel dem Prinzen Wilhelm sagte er später, als er diesen in das I. Garde-Regiment zu Fuss einführte: „Du wirst auch lernen, dass im Dienste nichts klein ist und dass jeder Stein, der zum Aufbau einer Armee gehört, richtig geformt sein muss, wenn der Bau richtig und fest sein soll.“

Ja, fest gefügt war der Kern dieses Baues und treffliche Baumeister hatten den Plan dazu entworfen; aber der Bau

war zu eng für einen Staat, der eine Grossmacht vorstellen wollte, und die Anhänge, welche diesen Bau ergänzen sollten, waren vernachlässigt. Das bewies der üble Verlauf der Mobilmachung von 1850. Wer die Sicherheit und Pünktlichkeit bewunderte, mit der das Uhrwerk der Mobilmachung im Jahre 1870 in Gang gesetzt wurde und ablief, konnte sich vielleicht dem Wahn hingeben, dass es sich um eine Leistung handle, die auf alter Ueberlieferung beruhe. Der glänzende Erfolg dieser Kriegsrüstungen wurde aber erst gesichert durch die Erfahrungen, die man 1850 gemacht hatte. Damals war es namentlich in den Provinzen äusserst traurig mit der Mobilmachung bestellt. In meinem elterlichen Hause waren mehrere Wochen hindurch Mannschaften des zweiten Aufgebots einquartiert, die bis zu ihrer Heimkehr weder eine vollständige Uniform noch Gewehr empfangen hatten. Die Trainsoldaten waren Gegenstand des Gelächters der Schuljugend. Mit den ihnen anvertrauten Pferden wussten sie ebenso wenig umzugehen, wie mit den uralten Säbeln, die man ihnen gegeben hatte. Mit einer so mangelhaft ausgerüsteten und so wenig zahlreichen Armee konnte Preussen den Kampf gegen mehrere Grossmächte zugleich nicht wagen. Es musste sich den demütigenden Bedingungen fügen, die ihm in Warschau und Olmütz auferlegt wurden. Mit welchem Ingrimm muss der 53 jährige Prinz von Preussen die damalige Erniedrigung seines engern Vaterlandes ertragen haben! Preussen schien aus der Reihe der Grossmächte auszuscheiden. Zu den Friedensverhandlungen nach dem Krimkriege wurde es zuerst nicht einmal eingeladen. Doch diese Prüfungen stählten in dem Prinzen die Energie der Ueberzeugung, dass Preussen nur dann die ihm in Deutschland gebührende führende Stellung gewinnen könne, wenn es seine Armee vermehre und schlagfertig mache. Sobald er als Prinzregent die Zügel der Regierung ergriffen hatte, erklärte er daher seinem Ministerium und der Landesvertretung rund heraus, dass er die Umgestaltung des Heeres für unumgänglich notwendig halte. Unter den schwersten

Kämpfen hat er dieses Ziel erreicht. Er musste ringen mit seinem Volke, was ihm das bitterste war. Wir beklagen die unglückseligen Jahre des Konfliktes und dürfen doch den Widerstand, den das preussische Abgeordnetenhaus den Plänen des Königs gegenüber leistete, entschuldigen. Vielleicht hat gerade eine der edelsten Charaktereigenschaften Kaiser Wilhelms, die Pietät gegen seinen Vorgänger auf dem Throne, es verschuldet, dass das Abgeordnetenhaus die Mittel zur Vermehrung der Armee hartnäckig verweigerte. Der damalige König Wilhelm hatte nämlich wiederholt betont, von einem Bruche mit dem System seines Bruders Friedrich Wilhelm des vierten sollte keine Rede sein. Die Männer, welche die Erniedrigung Preussens, die Preisgebung Schleswig-Holsteins erlebt hatten, wollten aber von dem System nichts wissen, das solche Misserfolge erzielt hatte. Kaiser Wilhelm hat damals trübe Tage durchgemacht. An sie dachte er, als er kurze Zeit vor seinem Hintritt die Deputation des Regiments Kaluga an das historische Eckfenster führte und die begeisterte Huldigung der nach Tausenden zählenden Volksmenge entgegennahm. „Es war nicht immer so,“ soll er gesagt haben. Das preussische und deutsche Volk hat seinen damaligen Irrtum gesühnt durch die That, welche die letzten Tage des Heldengreises erquickte, indem es durch einmütigen Beschluss des Reichstages die Armee auf eine Stärke erhob, dass wir in Zukunft selbst mehrfachen Angreifern gegenüber gewachsen sein werden.

Nach den glänzenden Siegen von 1866 versöhnte sich Kaiser Wilhelm mit seinem Volke. Nie hat ein Fürst nach so beispiellosen Erfolgen, wie er sie 1866 und dann im Kriege gegen Frankreich errang, in so bescheidener Weise sein eigenes Verdienst zurückgesetzt. Seine Heerführer und Ratgeber hat er nicht blos mit Glücksgütern belohnt. Er hat ihre Leistungen bei jeder Gelegenheit gerühmt: „Sie, Kriegsminister v. Roon,“ sagte er, „haben das Schwert geschärft, Sie, General v. Moltke, haben es geleitet, und Sie, Graf v. Bismarck,

haben seit Jahren durch die Leitung der Politik Preussen auf seinen jetzigen Höhepunkt gebracht.“ Sich selbst schrieb er nur das geringe Verdienst zu, die Reorganisation der Armee erdacht und durchgeführt zu haben, welche er wiederholt als sein eigenes Werk bezeichnete. Der grosse Kanzler aber, der ihm zur Seite stand, hat sich mit Stolz seinen Diener genannt. Bei anderem Anlass hat er darauf hingewiesen, dass man, um die Bedeutung der Wirksamkeit Kaiser Wilhelms zu erfassen, sich vorstellen solle, was wohl der Lauf der Dinge gewesen wäre ohne Kaiser Wilhelm. Es ist das Merkmal wahrer Grösse, fremde Grösse neidlos zu ertragen. Wem kam dies Merkmal je in höherem Masse zu als Kaiser Wilhelm?

Umwandlungen im Leben der Völker von weltgeschichtlicher Bedeutung sind nie das Werk Einzelner, sondern das Ergebnis eines Zusammenwirkens zahlreicher Kräfte. Der Einzelne wird zum Neubegründer, wenn es ihm gelingt, im richtigen Zeitpunkt die vorhandenen Kräfte zu einem einheitlichen Handeln zusammenzufassen. Ist der Erfolg des leitenden Führers ein unberechenbar grosser, so spricht man von Glück oder Zufall. Auch von Kaiser Wilhelm und seinen Beamten hat man gesagt, sie seien vom Glücke begünstigt gewesen. In dem Sinne, dass niemand die Grösse der Siege und Erfolge voraussehen konnte, die Kaiser Wilhelms Regierungszeit erfüllen, ist dieser Satz gewiss richtig.

Als er die Regierung Preussens übernahm, gewannen ihm die ersten Handlungen sofort die Herzen der Nation. Der Prinz Albert, Gemahl der Königin von England, welcher ein warmer deutscher Patriot bis zu seinem frühen Tode blieb, schrieb am 12. März 1861 an Kaiser Wilhelm: „Dein Charakter schwebt den Deutschen als Typus ihres Wahlspruchs vor: „Ein Wort, ein Mann!“ Im Vertrauen zu Deiner Person liegt der Kern der Sicherheit Europas. Dies ist für den Augenblick das höchste politische Gut der Menschheit; wahre es als das heiligste Kleinod, das je Gott einem Einzelnen gegeben.

Lasse es Niemanden gelingen, Dein Vertrauen in Dein eignes Volk und in die Deutsche Nation zu erschüttern!“ Der edle Fürst hat leider nicht mehr erlebt, dass der Freund, dessen inneren Wert er so richtig zu schätzen wusste, der Wiederhersteller des Deutschen Reiches werden würde. Nur Dichter durften erträumen, was der berechnende Geist nicht zu denken wagte. Ich erinnere mich genau, dass bei Gelegenheit des Fackelzuges, welche die Königsberger Studentenschaft dem Könige Wilhelm während der Krönungstage am 19. Okt. 1861 darbrachte, ihm ein von einem Studenten verfasstes Gedicht überreicht wurde. Das Gedicht, dessen poetischer Wert wohl den eines Gelegenheitsgedichtes nicht übertraf, enthielt eine Strophe, in welcher der Verfasser die Vision ausmalte, dass er im Geiste den König dereinst mit einer glänzenderen Krone geschmückt sehe, der Krone, die das Haupt Karls des Grossen und der anderen deutschen Kaiser zierte. Kaiser Wilhelm hat wohl damals den Inhalt dieses poetischen Ergusses belächelt. Er konnte nicht ahnen, dass der junge Dichter Recht behalten werde, dass er, der damals nur die Krone Preussens vom Tische des Herrn nahm, kaum zehn Jahre später, umgeben von den Fahnen seiner siegreichen Armee und ihrer Heerführer, nahe der Hauptstadt des Feindes, von Fürsten und Volk zum Kaiser des Deutschen Reiches ausgerufen werden würde. Er konnte nicht ahnen, dass derselbe ruhmbedeckte Feldherr, der Herzog von Magenta, der damals in goldstrotzender Uniform bei der Krönung als Botschafter ihn beglückwünschte, dereinst verwundet und geschlagen sein Gefangener sein werde. Er konnte nicht ahnen, dass es ihm beschieden war, Freiheit und Krone dem Nachfolger des Napoleon zu nehmen, der einst seine inniggeliebte edle Mutter beleidigt hatte.

„Dem Aufrichtigen lässt es der Herr gelingen,“ ist ein Wort, das mit Recht auf Kaiser Wilhelm angewandt worden ist. Weil er aufrichtig und treu war in der thatkräftigen Verfolgung dessen, was er für das Staatswohl notwendig hielt,

gelang ihm mehr als anderen Sterblichen. Stets nur bedacht, das Erreichbare zu erstreben, an dieses Ziel aber auch alle Kraft zu setzen, drang er zu dem scheinbar Unerreichbaren vor. Das erreichbare Ziel, auf das er hinarbeitete, war die Stärkung der Wehrkraft und der Stellung Preussens. Als Lohn für die Kämpfe, die ihm die Erreichung dieses Zieles gekostet hatte, fiel ihm die deutsche Kaiserkrone zu. Wenn es erlaubt ist, Kleines mit Grossen zu vergleichen, so hat Jeder, in welchem Beruf er auch thätig sei, Ursache, dem leuchtenden Vorbilde, das uns Kaiser Wilhelm geboten hat, nachzueifern. Auch für den wissenschaftlichen Forscher gilt der Satz, dass, wer mit Aufbietung aller seiner Kraft und unermüdlichem Fleisse einem erreichbaren Ziele zustrebt, nicht selten durch einen Fund belohnt wird, welcher scheinbar ausserhalb seines Forschungsgebiets lag. Die schönsten wissenschaftlichen Entdeckungen sind auf solchem Wege gemacht worden. Kolumbus wollte einen neuen Weg nach Indien finden und entdeckte eine neue Welt. Galvani studirte den Einfluss der atmosphärischen Elektrizität und ward Begründer des Lehrgebäudes, das seinen Namen trägt. Stümper und Neider reden da vom Glückszufall, wo es sich nur um den wohlverdienten Erfolg der angestrengten Arbeit handelt.

„Ich habe keine Zeit mehr, müde zu sein,“ sagte der verewigte Kaiser wenige Stunden vor seinem Tode. Er hatte sich nie die Zeit zum Ausruhen gegönnt. In einem Lebensalter, in dem Andere aller angestrengten Arbeit entsagen und an einer Krankheit, der Steinbildung in den Nieren, leidend, die ihm grosse Schmerzen verursachen musste, hat er sich ausserordentlichen Strapazen unterzogen und dabei guten Humor behalten. Vor der Schlacht bei Königgrätz hatte er erst um die Mitternachtsstunde Alles mit Moltke festgestellt. Der Aufbruch erfolgte schon um 5 Uhr Morgens. Vier Meilen hatte er zurückzulegen, um auf das Schlachtfeld zu gelangen. Abends 11 Uhr kam er endlich in's Quartier, wo er dann auf einem Sopha kampiren musste. Am Abende der Schlacht

bei Gravelotte ruhte der 73jährige Heldenkaiser, nachdem er 30 Stunden nicht aus den Kleidern gekommen war, auf einer Leiter aus, deren eines Ende auf ein erschossenes Pferd gelegt war. Nachts darauf deckte er sich mit seinem Mantel zu. Es war vielleicht derselbe, mit dem sie ihn seinem Wunsche entsprechend im Sarge zugedeckt haben.

Einem Hohenzoller persönlichen Mut nachzurühmen, ist überflüssig. Es überschritt aber das Mass der gewöhnlichen Tapferkeit, wenn Kaiser Wilhelm nach den Attentaten auf sein Leben von einer besonderen Beschützung seiner Person nichts wissen wollte. Gelassen setzte er sich bei seinen regelmässigen Ausfahrten neuer Gefahr aus. Sein Handeln entsprang einer tiefen und aufrichtigen Frömmigkeit, die ihn sprechen liess, dass sein Leben in Gottes Hand sei.

Dieselbe Ruhe wie in der Gefahr bewahrte er auch nach dem Siege. Wer unter uns ist nicht berauscht worden durch die Nachricht von den unerhörten Erfolgen unserer Heere? Kaiser Wilhelm wurde um so bescheidener im Ausdrucke seiner Freude, je mehr Lorbeeren sich um sein Haupt fügten. In Demut neigte er sich vor dem Allmächtigen, dessen Fügungen er sich unterwarf, und als dessen Werkzeug er sich betrachtete. Nach jedem neuen Erfolge warnte er vor Ueberhebung. So demütigen Sinnes hat der grosse Kaiser auch hier die Schwelle des herrlichen Domes überschritten, der der grösste Schmuck unserer Stadt ist. Ueber diese Schwelle schritt vor etwa zwei Jahrhunderten Ludwig XIV. und wurde von dem damaligen Bischof, der einen deutschen Namen führte, mit den gotteslästerlichen Worten angeredet: „Herr, nun lässt Du Deinen Diener in Frieden fahren; denn meine Augen haben Deinen Heiland gesehen.“ Dieselben Bibelworte haben unseren entschlafenen Heldenkaiser auf seinem Totenbette getröstet. Welch ein Abstand zwischen Kaiser Wilhelm und Ludwig dem XIV.! Des Letzteren Reiterstandbild befindet sich an unserem Münster. Es ist gut, dass man es an seinem Platze gelassen hat. Geschichtliche Denkmäler soll man

unter allen Umständen ehren, auch dann, wenn sie uns an eine Zeit erinnern, deren wir uns zu schämen haben. Möge Jeder, der das Standbild des Mannes schaut, welcher die Pfalz verwüsten und das Schloss zu Heidelberg verbrennen liess, dahin arbeiten, dass das Deutsche Reich nicht wieder so tief sinke, als es gesunken war, da Ludwig XIV. das wehrlose Strassburg besetzen liess.

Kaiser Wilhelm hat nicht blos für das Vaterland gekämpft und gesiegt. Er hat, was schwerer ist, sich selbst bekämpfen gelernt. Er musste einer Jugendliebe entsagen, weil seines Vaters Wille und das Staatsinteresse ihm dieses Opfer auferlegten. In weiser Zurückhaltung vermied er jede öffentliche Aeusserung über die Schritte der Staatsregierung, bis er selbst an die Spitze derselben trat. Seine politischen Ansichten läuterten sich durch ernste Studien, und er lernte manches frühere Vorurteil ablegen. Von entscheidender Bedeutung in dieser Richtung scheint sein Aufenthalt in England gewesen zu sein und der Freundschaftsbund, den er mit dem Prinzen Albert schloss. Auch in seinen kriegserischen Neigungen machte er Wandlungen durch, die von seiner Selbstbeherrschung zeugen. Aus seinen Briefen geht unzweifelhaft hervor, dass er als junger Prinz kriegslustig war und dem Satze beipflichtete, eine Armee dürfe nicht zu lange feiern. Als Herrscher griff er nur dann zum Schwert, wenn er herausgefordert und angegriffen wurde, und ward am Schlusse seiner Laufbahn als Hort des Friedens von Europa verehrt. Selbst da, als er schon auf dem Gipfel seiner Macht stand und die gewaltige Schärfe des Werkzeugs erprobt hatte, das er geschaffen, gab er lieber nach, statt die Waffen entscheiden zu lassen, sofern dies mit der Ehre und dem Interesse des Vaterlandes vereinbar war. Ich habe hierbei die Lösung des Konflikts wegen der Luxemburger Frage im Jahre 1867 im Auge. Hatte er das Schwert einmal gezogen, so wurde es mit der rücksichtslosen Energie geführt, die den Sieg verbürgte, aber in der Ausbeutung des Sieges bewies er eine Mässigung, die nur dem eignen sein

konnte, der die Pflichten des besonnenen Staatsmannes höher stellt als den Ruhm des Feldherrn. Nach der Schlacht bei Königgrätz waren die preussischen Truppen so weit vorge-
rückt, dass die Türme Wiens den Vorposten sichtbar waren. Dem Uebergange über die Donau bei Pressburg konnte kaum gewehrt werden. Ein Napoleon hätte, wie das Generalstabs-
werk ausführt, in gleicher Lage sich die Genugthuung nicht versagt, im Triumphe in des Feindes Hauptstadt einzuziehen. Kaiser Wilhelm reichte dem überwundenen Gegner die Hand zum Frieden und verzichtete auf demütigende Landabtretung, um sich für die Zukunft einen zuverlässigen Freund und Bundesgenossen zu erwerben. Auch dem unversöhnlichen Feinde gegenüber hat er stets die Gerechtigkeit des Weisen bekundet. Wenn er von seinen geliebten Truppen während des Krieges gegen Frankreich sagt: „Sie thaten Wunder der Tapferkeit“, so fügt er hinzu, „gegen einen gleich braven Feind.“ Nach der Kriegserklärung sprach er „von dem wohl- berechtigten aber reizbaren Selbstgefühl unseres grossen Nachbarvolkes.“

Nicht wie ein Herrscher Unterthanen begegnet, sondern wie ein liebevoller Vater wiedergefundene Kinder empfängt, so begrüsst Kaiser Wilhelm die Bewohner der neu an Preussen angeschlossenen Provinzen, doch nicht ohne zu betonen, wo seine Nachsicht eine Grenze habe. So sprach er z. B. zu einer Deputation aus Hannover:

„Es würde mir kein Beweis für die Verlässlichkeit Ihrer Gesinnung sein, wenn der Umschwung Sie gleichgiltig gelassen hätte. Wenn ich aber dies weder tadle noch missbillige, so muss ich Sie doch darauf aufmerksam machen, dass das, was Herz und Haus ehrt, auch im Herzen und Hause bleiben muss, soll es nicht seine Rechte verlieren. Drängt es sich auf irgend eine Art in die Oeffentlichkeit, so treten Sie mir und meiner Regierung gegenüber und zwingen diese, wie mich selbst, demgemäss zu handeln.“

Zur Genugthuung aller Freunde des deutschen Vaterlandes

hat auch die Staatsregierung von Elsass-Lothringen diese denkwürdigen Worte Kaiser Wilhelms zur Richtschnur ihres Wirkens genommen.

In den siebenzehn Friedensjahren, die den Lebensabend des ruhmgekrönten Heldengreises verschönten, schuf er Werke des Friedens, für die ihn Mit- und Nachwelt segnen werden. Durch weise Gesetzgebung wie durch edle Stiftungen war er bedacht, das Loos der arbeitenden Klassen zu verbessern und der furchtbaren Bewegung entgegen zu treten, welche heute die Besitzlosen gegen die Besitzenden aufregt.

Wie nun einmal die Lage des heutigen Europas ist, können die Musen nur im Schatten der Arsenalen ruhig wohnen. Indem Kaiser Wilhelm die Wehrkraft des deutschen Volkes hob, sicherte er auch die Pflege der Wissenschaft und Kunst. Aber auch durch unmittelbares Eingreifen hat er die Mehrung der geistigen Güter der Nation gefördert. Eine seiner ersten Sorgen nach Beendigung des Krieges war die Gründung unserer Universität. Ein teuerstes Vermächtnis wird uns immerdar die Stiftungsurkunde bleiben, die er uns verlieh. Sein Name, mit dem sich unsere Hochschule schmücken durfte, wird uns ein Schild sein gegen die Anfechtungen derer, die uns herabzudrücken trachten. Mit ehrfurchtsvollem Danke erinnern wir uns des Tages, da Kaiser Wilhelm dem fünf- jährigen Stiftungsfeste unserer Universität durch seine persön- liche Gegenwart Glanz verlieh. Er gab uns damals die tröst- liche Zusicherung, auf die wir bauen dürfen: „Auch meine Nachkommen werden das Interesse, welches ich für die Uni- versität Strassburg hege, gewiss zu jeder Zeit bethätigen.“ Wer das Glück hatte, dem ehrwürdigen Begründer des Deutschen Reiches zu nahen, bewahrt die Erinnerung an diese Stunde als eine der wehevollsten seines Lebens. Wie paarte sich in seiner Persönlichkeit die natürliche Majestät der Er- scheinung mit einer herzwinnenden Freundlichkeit! Auch die Bevölkerung dieses Landes ist von dem Zauber seines Wesens ergriffen worden und hat ihm auf's herzlichste zuge-

jubelt. Der mächtigste Monarch der Erde, der Mann, um dessen Stirne sich Lorbeeren wanden, wie sie kaum je ein Sterblicher getragen, war auf's freudigste bewegt von diesen Zeichen der Huldigung gegen ihn. Er gab seinem Danke wiederholt in warmer Weise Ausdruck und bekundete seine Teilnahme an der Entwicklung unserer Stadt auf's eingehendste.

Sein Interesse an dem Aufblühen unserer Hochschule bethätigte Kaiser Wilhelm, so oft er einen Anlass fand. Wenn er in Baden-Baden verweilte, wurde der Rektor zur Tafel gezogen, und Kaiser Wilhelm erkundigte sich dann in huldvollster Weise nach dem Gedeihen der Universität. Als ihm der Rektor des letzten Jahres die erfreuliche Zunahme der Zahl der Studirenden berichtete, erwiderte der Kaiser mit herzlichem Lächeln, er wünsche uns, dass wir es bald auf die Zahl von tausend Studenten brächten. Für dieses Sommersemester dürfen wir allerdings auf die Erfüllung des Allerhöchsten Wunsches noch nicht rechnen. Dass dieses Gebäude, in welchem wir heute festlich versammelt sind, so schön ausgestattet worden ist, verdanken wir wohl auch wesentlich der Rücksicht, dass eine Schöpfung Kaiser Wilhelms auch äusserlich ihres erhabenen Stifters würdig erscheinen sollte. Kaiser Wilhelm hat bei seiner letzten Anwesenheit in Strassburg diese Hallen nicht gesehen. Er musste sich durch den damaligen Kronprinzen, unsern allergnädigsten Kaiser Friedrich, vertreten lassen. Seine Majestät richtete damals an uns eine mit Begeisterung aufgenommene Ansprache, die mit der Mahnung schloss, uns vor Ueberhebung zu hüten. Wir Männer der Forschung und Wissenschaft haben alle Zeit Ursache, diese Mahnung zu beherzigen. Wir wissen nur zu gut, dass alles menschliche Wissen Stückwerk bleibt. Was auf dem Boden der Forschung aber überhaupt erreichbar erscheint, das kann nur durch die gemeinsame Arbeit der besten Kräfte aller gebildeten Nationen erobert werden. Die Thatsache, dass unser Nachbarvolk jenseits der Vogesen uns feindselig gesinnt

bleibt, wird uns nicht beirren, dankbar anzuerkennen, was Frankreichs Denker und Dichter für die Kultur der Menschheit geleistet haben. Wir Deutsche wollen uns redlich abmühen, im friedlichen Wettbewerb der Völker eine angesehene Stellung zu erringen. Wo wir auf überlegene Geister treffen, wollen wir uns bescheiden unterordnen und von unsern Siegern lernen, wie man friedliche Lorbeeren gewinnt.

Wir hatten also niemals Grund zur Ueberhebung über Andere; aber wir glaubten Grund dazu zu haben, uns überglücklich zu fühlen. Wir hatten unter uns den Begründer des neuen deutschen Reiches. Wir waren Zeuge, wie der Heldenreis sich die Herzen dieser urdeutschen Bevölkerung im Sturm eroberte. Wir lauschten den Worten unseres Kaisers Friedrich, der in vollster Manneskraft und Mannesschönheit vor uns stand. Wir glaubten, voll Zuversicht in eine für unser Vaterland glückliche Zukunft blicken zu dürfen. Jetzt ruht Kaiser Wilhelm in der Nähe seiner inniggeliebten Mutter von seinem thatenreichen Leben aus, und Kaiser Friedrich, der Erbe seines Thrones und seiner Tugenden, liegt an schwerer Krankheit darnieder. Von banger Sorge erfüllt, fleht ein treues Volk um Linderung der Leiden des gekrönten Dulders. Die Feinde des Reiches aber ehren unsern Schmerz nicht. Sie beginnen zu frohlocken bei unserem Unglück. Sie weisen darauf hin, dass weitere Unfälle uns drohen, dass die Männer, welche Deutschlands Einigung und Ruhm begründet haben, bejahrt sind, dass ein Tag kommen wird, an welchem unser Vaterland des jetzigen kraftvollen Leiters unserer Politik entbehren wird. Ja wir wissen, dass wir schweren Prüfungen entgegengehen. Wir wissen auch, dass jene ausserordentlichen Männer, deren Thaten wir bewundern, nicht zu ersetzen sein werden. Gleichwohl zagen wir nicht wegen der Zukunft Deutschlands. Kaiser Wilhelm, sein Sohn unser Kaiser, sein grosser Kanzler und seine Heerführer errichteten das deutsche Reich auf einer festen Grundlage, die uns bleibt. Sie erfüllten, was Millionen der besten Deutschen sehnstüchtig erstrebt hatten. Wehe über

die, welche an dem Bau des Reiches zu rütteln wagen! Die Nation wird sich ihren Widersachern gegenüber nur um so inniger zusammenschliessen und sich der Pflicht bewusst werden, das noch lockere Gefüge des Baues des Reiches dauernd zu festigen. Was insbesondere unsere Reichslande betrifft, so wissen wir, dass das deutsche Volk bereit ist, Alles dafür einzusetzen, um die nach dem Worte unseres Kaisers unverjährbare Verbindung Elsass-Lothringens mit dem übrigen Deutschland zu sichern.

Als vor nunmehr 16 Jahren unsere Hochschule eröffnet wurde, ehrte Kaiser Friedrich uns telegraphisch durch Zusage folgender Begrüßungsworte: „Möge die Universität Strassburg mutigen Sinnes eintreten in der Reihe ihrer Schwestern für deutsche Wissenschaft und wahre Bildung und möge ihr endlich beschieden sein, ihr Werk des Friedens in Frieden zu vollenden!“

Sechzehn Jahre ruhiger Entwicklung sind uns Dank der Weisheit Kaiser Wilhelms und seiner Ratgeber vergönnt gewesen. Jetzt starrt ganz Europa in Waffen. Ueberall scheinen die bösen Geister entfesselt, um die Völker gegen einander zu verhetzen. Aber gleichwohl bewahren wir die Hoffnung auf Erhaltung des Friedens, auf dass wir fortarbeiten können auf dem Wege, den uns der verewigte Kaiser in der Stiftungs-urkunde vorgezeichnet hat: „im Dienste der Wahrheit die Wissenschaft zu pflegen, die Jugend zu lehren und den Boden zu bereiten, auf welchem mit geistiger Erkenntnis wahrhafte Gottesfurcht und Hingebung für das Gemeinwesen gedeihen.“
